



## : Kultur Kolumne

Von Berthold Seliger

# Nudelpresse

**G**ewiß, die deutsche Popmusik Kritik ist schon lang ein armselig Ding. Sie ist noch nicht ganz tot, riecht aber bedenklich. Ein Großteil der hierzulande erscheinenden Musikmagazine ist sich als Abspielstation von Rezensionen, die direkt oder indirekt von der Musikindustrie bestellt wurden (und sei es nur durch das stille Einverständnis, daß eine Besprechung Hand in Hand mit der Veröffentlichung zu gehen habe), selbst genug. Vergaben die großen Plattenfirmen noch bis in die Neunziger hinein mehr oder minder glamouröse Interviewaufträge (»Sie fliegen fünf Tage nach New York, um die Band Y zu interviewen; Flug, Hotel und Spesen tragen wir«), so sind die Konditionen heute ungleich schlechter, die Musikindustrie darbt bekanntermaßen. Aber die meisten Journalisten besorgen der Industrie auch ohne derartige Aufmerksamkeiten die obligaten Gefälligkeitsartikel. Kaum ein Album, das heute noch in einem nennenswerten Musikmagazin besprochen würde, wenn das Label nicht zu den Anzeigenkunden des Magazins gehört – und umgekehrt: kaum eine negative Rezension eines Albums, wenn das Label in derselben Publikation eine Anzeige geschaltet hat. Viele Titelgeschichten werden längst von den Plattenfirmen gekauft, ebenso der Platz für die labeleigenen Tracks auf den den Heften beigelegten CDs, bei denen der Anschein erweckt wird, sie würden von der Redaktion nach künstlerischen Kriterien kompiliert.

Die Gleichschaltung der deutschen Popkritik läßt sich hübsch beobachten, wenn neue Alben angesagter Bands erscheinen und man den quasi gleichen freundlichen Text, das gleiche wohlmeinende Interview in »Spex«, »Zeit«, »Musikexpress«, »Intro« oder »Stern« liest. Die Konzentrationsprozesse in der Branche tun ein übriges: Drei der größten Musikzeitschriften hierzulande, »Musikexpress«, »Rolling Stone« und »Metal Hammer«, gehören seit längerem dem Axel-Springer-Verlag, und seit Jahresbeginn erscheinen sie in Berlin und haben

einen gemeinsamen Herausgeber, nämlich den FDP-Fan und stellvertretenden »Welt am Sonntag«-Chefredakteur Ulf Poschardt (und wer fragt, wie das zusammengeht, »WamS« und »Metal Hammer«, der hat das Geschäftsmodell der Kulturindustrie nicht begriffen).

Als »Westentaschen-Ulf Poschardt« wird der aktuelle »Spex«-Chefredakteur Max Dax nicht selten bezeichnet. Unlängst präsentierte der eine Kooperation mit einem italienischen Nudelhersteller – letzterer liefert der Redaktion eine Tonne Nudeln, und »Spex« erwähnt ihn dafür ein Jahr lang im Impressum. »Spex« habe mit dem Nudelhersteller einen Partner gefunden, »der zu uns paßt«. Dax hält die Aktion irgendwie für Dada, macht seinen Lesern allerdings eher ein D für ein G vor – Max Dax, der Sir Gaga des deutschen Popfeuilletons.

Daß auch beim Niedergang einer Musikzeitschrift meistens das Sein das Bewußtsein bestimmt, zeigt der jüngst erschienene Roman *Spucke* (Hablizel-Verlag) von Wolfgang Frömberg, von 2002 bis 2006 Redakteur bei »Spex« und seit 2007 beim Gratis-Musikmagazin »Intro«. Was bereits die Stärken, aber auch die wenigen Schwächen seines Romans beschreibt, der aus dem Innenleben der »alten«, in Köln produzierten »Spex« berichtet – es sind Stärken und Schwächen seines Sujets, des seinerzeit einmal meinungsbildenden Magazins für Popkultur. Der Blick des Insiders ist spannend, gerade weil Frömberg gar nicht erst in Versuchung gerät, das Leben eines »Spex«-, pardon: »Spucke«-Redakteurs als irgendwie glamourös zu beschreiben. Ganz im Gegenteil – daß Frömberg seinen Helden Förster als unsicheren Protagonisten einer in jeder Hinsicht prekären Existenz darstellt, ist wohlthuend ehrlich. Ein Selbstausbeutungsjob, der den meisten Kulturarbeitern bekannt vorkommen dürfte – »wenn man für die »Spucke« ruderte, war man auch außerhalb der Galeere rund um die Uhr in Bewegung«. Die Realität, die Förster erlebt, besteht eben aus den Niederungen des (»alternativen«) Kulturbetriebs, aus dem »Morast des Lohnschreibertums« und Sorgen um die Vereinnahmung der Popkultur durch *nation building* (und »wenn es den Vorgang des *nation building* gibt, dann auch den *house keeping*«).

Das Kapitel über die »Suche nach der deutschen Identität und wie sie in der Popkultur aufflammt« ist sicher das interessanteste des Romans. Frömberg vermengt gekonnt den rechtsradikalen CDU-Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann, Herbert Grönemeyer, die Bands Mia und Wir sind Helden, Sönke Wortmanns neonationalen Schmachtfetzen »Das Wunder von Bern« und Heike Makatsch und macht den Prozeß der Aneignung des Nationalen durch die Popkultur und ihre hiesigen Protagonisten anschaulich: Künstler, die »vor dem Hintergrund der Einverständniserklärung mit den Regierenden und der Bereitschaft zur Steigerung des Bruttosozialproduktes nur mehr als staatstragend im wahrsten Sinne des Wortes zu verstehen waren. Sie rührten die Trommel für ihre Nation als *Marketingartikel*.«

Wer die Entwicklung des deutschen Pop und der »Zombie Nation« verstehen möchte, wird um dieses Buch nicht herumkommen. Daß Frömberg darüber hinaus versucht, den Popdiskurs zu Beginn des Jahrhunderts einzuordnen – etwa, indem er einen Besuch beim März-Verleger Jörg Schröder beschreibt, der wichtige Debatten der Sechziger und Siebziger anstieß, oder indem er seinem Protagonisten einen autoritären Arbeitervater spendiert, der in der DDR in einer Traktorenfabrik und später in Köln bei Ford arbeitet –, ist loblich, wirkt aber manchmal etwas konstruiert.

Überraschenderweise läßt der Roman dort nach, wo er die aktuelleren Entwicklungen der »Spucke« beschreibt: Deren Verleger (ein bayrischer, pardon: Wiener Wurstfabrikant, eine famose Idee!) zwingt die Redaktion zum Umzug von Köln nach Wien zu »beschissenen Konditionen« und erhofft sich damit eine »softe« Entlassung einiger Redakteure, die sich hilflos im Widerstand versuchen. Wahrscheinlich bleiben diese Passagen so unscharf, weil sie eben nur dem Wunschdenken entsprechen – die Redaktion wurde bekanntlich mit dem Umzug nach Berlin komplett ausgewechselt, und »Spex« ist längst endgültig zu einer harmlosen Lifestylepostille mutiert. Insofern ist der Roman auch ein Rückblick in eine weit entfernte Zeit, als Popkritik noch wichtig schien: »Ein Lob von Horst Köhler! Früher war man scharf auf eine Kritik in »Spucke« von Diederich Diederichsen!«, läßt Frömberg einen Musiker namens Ali Specht konstatieren.

Und heute? Gerade hat das Magazin großmäulig verkündet: »Diese Spex markiert das Ende der Schallplattenkritik, wie wir sie kannten. Es gibt keine Rezensionen mehr in dieser Zeitschrift.« Also nur noch Reklame, Nudelfirmen im Impressum und von der Musikindustrie bestellte Artikel? Die Plattenkritiken sollen durch substanzarmes, facebookartiges Gequatsche ersetzt werden, was dem Verleger zumindest Einsparungen bei den Zeilenhonoraren bringt.

Dabei sollte Musikkritik doch eigentlich zweierlei: zum einen aktuelle Musik in einen gesellschaftlichen und einen kunsttheoretischen Zusammenhang stellen (unabhängig davon, welche Band gerade als neuester Hype durchs Dorf getrieben wird). Etwa: Was hat es mit der »Krise« zu tun, daß heutzutage Biedemeier und Tudor-Folk so erfolgreich sind? Zum anderen kann der Kritiker natürlich Ratgeber bei der Warenbegutachtung sein – welche Alben lohnen das Hören und warum? Aber machen wir uns nichts vor. Längst schon betreibt das bürgerliche Feuilleton die erfolgreichere Popmusik Kritik. Was eine gewisse Logik hat, besprechen doch fast alle hiesigen Musikmagazine vornehmlich »gehobene Mittelschichtpopmusik« (Diederichsen) – und die gehört eben eher ins »FAZ«-Feuilleton. Mit »Spex« aber verhält es sich wie mit den Grünen: Beide gehen nach einer rebellischen Phase im Schoß auf, aus dem sie krochen. ●

**Berthold Seliger** ist Konzertagent in Berlin